

Im zweiten Teil des Buches befasst sich die Autorin mit den Bestattungen auf dem Friedhof. Da die Grabsteine größtenteils nicht mehr vorhanden sind und auch kein Friedhofsregister der Gemeinde mehr bekannt ist, hat Löffler durch akribische Auswertung und Interpretation der Sterbeeinträge in den städtischen Ratsleichenbüchern die Namen der bestatteten Jüdinnen und Juden ziemlich genau bestimmen können. Entsprechende Namensverzeichnisse mit Daten zum Sterbealter, zu Beruf und Stellung sowie zur Herkunft finden sich im Anhang des Bandes. Zugleich versucht die Autorin, soziale Gruppen zu identifizieren, unter denen sich eben nicht nur gutsituierte Personen befanden, sondern auch Arme und Bedürftige. Im letzten Teil dokumentiert Löffler die für die geborgenen Gebeine auf dem Neuen Israelitischen Friedhof angelegte Sammelbegräbnisstätte und die dorthin verbrachten Grabsteine.

Im Anhang finden Leserinnen und Lesern neben einer kleinen Friedhofschronik (S. 152 f.) ein Namens- und ein Ortsregister, die eine gezielte Suche erleichtern. Die Auflistung der Herkunftsorte der Verstorbenen und mutmaßlich auf dem Friedhof Beigesetzten führt zudem noch einmal deutlich die Stellung Leipzigs als temporäres und dauerhaftes Migrationsziel vor Augen. Interessant ist das Buch auch deshalb, weil es für übergeordnete wie überregionale Fragestellungen anknüpfungsfähig ist. Dies machen bereits die Exkurse zu den Friedhofssäkularisierungen in Leipzig und zur Beräumung des Hamburger Grindelfriedhofs in der Zeit des Nationalsozialismus deutlich. Letztere lag in den Händen von Karl Kaufmann, der auch die Beräumung in Leipzig organisierte. In Sachsen war die Zerstörung des Friedhofs kein Einzelfall: Auch der jüdische Friedhof in Annaberg wurde zerstört und 1940 beräumt. Nur wenige Grabsteine überdauerten die Zeit des Nationalsozialismus.

Bereichert wird die Publikation zudem dadurch, dass seine Entstehung in einem einführenden Exkurs von SVEN TRAUTMANN erörtert wird (S. 9-12): Dass es immer wieder Anfragen zum ehemaligen Friedhof und den dort Beigesetzten gegeben habe, sei der Anlass für die Initiierung eines kleinen Forschungsprojekts gewesen, um diese Leerstelle im öffentlichen Gedächtnis der Stadt zu schließen (S. 11), auch angesichts des 85. Jahrestags der Zerstörung des Ortes. Die ebenfalls im Band enthaltene Einführung in die jüdische Bestattungs- und Trauerpraxis durch den sächsischen Landesrabbiner ZSOLT BALLA (S. 15-19) dürfte für viele Leserinnen und Lesern ebenfalls ein Gewinn sein, weil sie ein Licht auf die religiösen Vorstellungen von der Auferstehung der Toten und Ritualhandlungen im Judentum wirft. Alles in allem bleibt dem auch haptisch und optisch ansehnlichen Büchlein, das in der ersten Auflage bereits vergriffen ist, eine interessierte Leserschaft zu wünschen. Zur Auseinandersetzung mit den Orten jüdischen Lebens in Sachsen leistet es jedenfalls einen wertvollen Beitrag.

Radebeul

Daniel Ristau

ANDREA LORZ, Damit sie nicht vergessen werden! Eine Spurensuche zum Leben und Wirken jüdischer Ärzte in Leipzig, Passage-Verlag, Leipzig 2017. – 264 S., 100 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95415-047-2, Preis: 17,50 €).

ANDREA LORZ, Was ist geblieben? Eine Spurensuche zum Leben und Wirken der Leipziger Ärzte Dr. med. Edgar Alexander, Dr. med. Richard Hirschfeld, Dr. med. Moses Michel Walltuch, Passage-Verlag, Leipzig 2019. – 111 S., brosch. (ISBN: 978-3-95415-091-5, Preis: 17,50 €).

ANDREA LORZ/ANSELM HARTINGER/JOHANNA SÄNGER (Hg.), „Uns eint die Liebe zum Buch“. Jüdische Verleger in Leipzig 1815–1938, Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2021. – 164 S., 68 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-460-3, Preis: 17,90 €).

GABRIELE GOLDFUSS/ANDREA LORZ/SVEN TRAUTMANN, Channa Gildoni. Vorsitzende des Verbands ehemaliger Leipziger in Israel (Jüdische Miniaturen, Bd. 299), Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin/Leipzig 2022. – 80 S., 17 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-95565-546-4, Preis: 8,90 €).

Wie thematisieren wir die Geschichte von Jüdinnen und Juden in Sachsen? Der Blick in die Publikationen der letzten Jahre zeigt, dass ein durchgehender Schwerpunkt einerseits auf den sächsischen Großstädten (allen voran auf Leipzig) liegt, andererseits aber in erster Linie biografische Geschichten rekonstruiert werden. Letzteres gilt insbesondere für jene Menschen, die aufgrund ihres jüdischen Selbstverständnisses oder ihrer jüdischen Herkunft die nationalsozialistische Judenverfolgung durchlitten. Geling ihnen die Emigration in ein sicheres Drittland nicht, kamen sie vielfach während der Shoah um. Gerade diese, oft mehrfach gebrochenen Biografien vorzustellen und wieder in Erinnerung zu rufen, ist die Intention vieler Arbeiten, auch um die ‚Lücken‘ sichtbar zu machen. Die beiden Arbeiten von ANDREA LORZ, die an ihre Studie „Die Erinnerung soll zum Guten reichen. Aus dem Leben und zu den Leistungen Leipziger jüdischer Ärzte“ (Leipzig 2005) anknüpfen, sind diesem Spektrum zuzuordnen. Die Verfasserin betont angesichts des Wegfalls der direkten Nachfahren, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ausdrücklich, dass auch ihre Studie „keinen Schlusspunkt unter die bisherige Spurensuche in Leipzig zu diesem Thema“ (2017, S. 9) bilde und das Vermächtnis der von ihr untersuchten Ärzte zu bewahren sei (2019, S. 10). Entsprechend gelte es, die Lebensleistungen und das Berufsethos jener Menschen vorzustellen (2017, S. 9), die gerade in der Zeit des Nationalsozialismus aus dem kollektiven Gedächtnis verdrängt wurden.

In ihren Eingangüberlegungen zum 2017 erschienenen Band reflektiert Lorz entsprechend ein grundsätzliches Falan: Während sich nachweisen lasse, dass die Ärzteschaft seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts insgesamt mehr an politischem Gewicht gewann, so stellte sie sich nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 gleichwohl nicht hinter ihre als „jüdisch“ verfolgten Berufskolleginnen und Berufskollegen. Warum, so die von Lorz aufgeworfene Frage, galt die Standessolidarität nicht auch für diese? Dabei zeigt sie, dass es bereits vor 1933 Zurücksetzungen jüdischer Ärzte bei der wissenschaftlichen Weiterqualifikation und einen unterschweligen Antisemitismus gab.

Den Hauptteil dieses Bandes bilden jene ausführlichen Biografien zu elf in Leipzig wirkenden Ärzten – Hans Abelsohn, Isidor und Werner Bernfeld, Isidor und Ernst Bettmann, Eduard Blumberg, Raphael Chamizer, Ernst Jolowicz, Otto Michael, Berthold Seckelsohn und Siegfried Wronker – sowie zur Oberin des Israelitischen Krankenhauses Angela Pardo. Die Beiträge rekonstruieren die familiären Herkünfte, die wissenschaftlichen wie beruflichen Werdegänge, teils auch die Teilnahmen am Ersten Weltkrieg und vor allem den Bruch ab 1933, der mit Ausgrenzung und Verfolgung einherging. Während vielen der vorgestellten Personen die Emigration aufgrund ihrer Qualifikation gelang, kamen andere – darunter Pardo, Michael und Seckelsohn – in Kulmhof beziehungsweise Theresienstadt um. Damit legt Lorz weitere Biografien vor, die perspektivisch für eine umfassende Vergleichsstudie genutzt werden können. Zusätzlich bietet der Band einen Abschnitt zur Geschichte des 1928 eröffneten Israelitischen Krankenhauses, dessen Angestellte sich nach 1933 zunehmend Repressalien ausgesetzt sahen. 1939 wurde das Gebäude beschlagnahmt und schließlich faktisch „arisiert“ – durch einen Fachkollegen, den Chirurgen Alfons Maria Kortzeborn (S. 26 f.). Der langjährige Chefarzt des Krankenhauses, Ludwig Frankenthal, war während der Novemberpogrome 1938 bei einer von ihm durchgeführten Operation in „Schutzhaft“ genommen worden und wurde 1944 in Auschwitz ermordet. Eine

Demolierung des Krankenhauses während des Pogroms scheiterte daran, dass die hierzu Aufgeforderten offenbar Skrupel hatten und die Durchführung verweigerten (S. 236 f.). Es ist begrüßenswert, dass Andrea Lorz auch auf die Bemühungen um die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Hauses eingeht (S. 238-240), denn das Gebäude gehört heute zum Krankenhaus St. Georg. Sie verweist unter anderem auf die für viele der in dem Band Porträtierten verlegten Stolpersteine.

Wie widersprüchlich sich Biografien in der Zeit des Nationalsozialismus entwickeln konnten, zeichnet die Verfasserin schließlich am Beispiel von Edwin Katzenellenbogen nach, der in Leipzig studiert hatte und promoviert wurde. Katzenellenbogen, der jüdischer Herkunft war, sah sich ebenfalls als „Jude“ verfolgt. Im Konzentrationslager Buchenwald kollaborierte er jedoch mit den Peinigern und beteiligte sich an Menschenversuchen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er deshalb zu lebenslanger Haft verurteilt. Lorz urteilt klar, dass er als Mensch und als Arzt versagt habe (S. 244).

Der etwas schmalere Band „Was ist geblieben?“ setzt die biografische Rekonstruktion mit den Ärzten Edgar Alexander, Richard Hirschfeld und Moses Michel Walltuch fort, denen jeweils umfangreiche Artikel gewidmet sind. Beide Bände entsprechen wissenschaftlichen Standards, denn Quellen werden nachgewiesen und sind vielfach aus Leipziger Archiven zusammengetragen. Ergänzt werden die Beiträge zudem durch zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen. Vielfach hätte man sich eine noch stärkere Auseinandersetzung mit dem jeweiligen jüdischen oder eben nichtjüdischen Selbstverständnis gewünscht, weil deutliche Unterschiede bestanden. Während etwa Edgar Alexander im Leipziger Vorstand der Ortsgruppe des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens wirkte (S. 28) und Moses Michel Walltuch den Schabbat einhielt (S. 83), war Richard Hirschfeld zum reformierten Glauben konvertiert und in der Zeit der Verfolgung Mitglied des Paulusbundes, einer Hilfsorganisation für „nichtarische“ Christen (S. 44, 66). Allerdings ist dem Rezensenten bewusst, dass die Quellenlage Antworten auf diese Fragen kaum bietet. Zusammengefasst bleibt deshalb nur zu wünschen, dass die in beiden Bänden nun zusammengetragenen 16 Biografien anknüpfungsfähig für erinnerungskulturelle Projekte, die Vermittlungsarbeit und perspektivisch auch für eine Gesamtschau auf den Themenkomplex jüdisches Leben in Leipzig speziell in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind.

Dass Andrea Lorz sich nicht allein mit den Ärzten in der Messestadt beschäftigt, ist unter anderem seit ihren Studien zu jüdischen Unternehmern (u. a. *Suchet der Stadt Bestes*, Leipzig 1996) bekannt und wird auch in dem Begleitband zur gleichnamigen Studioausstellung „Uns eint die Liebe zum Buch“ deutlich, den sie zusammen mit Anselm Hartinger und Johanna Sängler vom Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig herausgibt. Buch und Ausstellung seien eine „erste Zusammenschau der Lebenswerke dieser jüdischen Unternehmer und Publizisten“ (S. 9) für den Zeitraum zwischen 1815 und 1938, die sich in Leipzig, das seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zur bedeutenden Verlagsstadt avancierte, niederließen. Die Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus habe dieses Engagement zerstört, ein Wiederanknüpfen nach 1945 sei nicht erfolgreich gewesen. Dies macht auch der Exkurs der Leipziger Verlegerin NORA PESTER (S. 150-156) zu Verlagen und jüdischer Literatur in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR deutlich, deren Entwicklung unter anderem von Abwanderung, Lizenzproblemen und Vorzensur geprägt war, obgleich durchaus zahlreiche Bücher zum Thema als auch zu jüdischen Schicksalen erschienen seien (S. 152 f.).

Eine Einführung bietet zunächst ARNDT ENGELHARDT (S. 13-37), der insbesondere die Entwicklung hebräischer, jiddischer und orientalischer Typografien in den Blick rückt, Leipzigs Bedeutung als Mittelpunkt für die Herstellung jüdischer Bücher hervorhebt und festhält, dass die Stadt gleichsam eine Schnittstelle zwischen Ost und West, zwischen traditionellen und modernen jüdischen Schriften gewesen sei (S. 15, 35).

Von den acht Aufsätzen des Bandes, die sich schließlich konkreten Verlegern und Buchhändlern zuwenden, sind sechs wiederum von ANDREA LORZ verfasst, die sich mit der Buchhandlung M. W. Kaufmann (S. 38-51), dem Musikverlag von Anton J. Benjamin (S. 52-63), mit Leo Jolowicz und der von ihm übernommenen Sortiments- und Verlagsbuchhandlung Gustav Fock (S. 76-89) sowie dessen Akademischer Verlagsgesellschaft (S. 90-103) – eine der wenigen, die nach 1945 in Leipzig wiederbelebt werden konnten –, dem List-Verlag und Antiquariat List & Francke (S. 104-117) sowie Sindel Siegfried Schussheim, Lesezirkelgründer, Stadtplanverleger und Philanthrop (S. 118-131), beschäftigen. Auch hier handelt es sich um in der Regel durch die Zeit des Nationalsozialismus gebrochenen Geschichten und Biografien. Die meisten der vorgestellten Unternehmen bestanden bis in diese Zeit hinein und wurden in den späten 1930er-Jahren „arisiert“. Die als ‚jüdisch‘ stigmatisierten Inhaber und auch Angestellten sahen sich selbst den Verfolgungsmaßnahmen des Regimes ausgesetzt – wie Leo und Walter Jolowicz sowie deren Verwandter Kurt Jacoby, die nach den Novemberpogromen von 1938 in sogenannte Schutzhaft kamen, während Benjamin Dzialoszynski, der die Firma M. W. Kaufmann 1938 erworben hatte, angesichts der Gewaltezesse bei christlichen Hausangestellten untertauchen konnte, den Verlag aber kurz darauf auflösen musste (S. 49).

Der Beitrag von ERIKA BUCHOLTZ (S. 64-75) stellt lediglich eine gekürzte Fassung eines Aufsatzes von 2003 dar und ist dem Musikverlag C. F. Peters gewidmet, der ab 1900 von Henri Hinrichsen allein geleitet wurde. Die Ausführungen von MICHAEL LIEBERMANN zum Kurt Wolff Verlag (S. 132-149), der 1913 gegründet worden war und besonders expressionistische Schriften verlegte, unter anderem Heinrich Mann als Autor gewinnen konnte und schließlich 1919 nach München übersiedelte, macht die Schwierigkeiten in der Definition der „jüdischen Verleger“ deutlich. Wolffs Mutter war noch vor der Geburt des Sohnes zum Protestantismus konvertiert, doch schützte ihn das ab 1933 nicht vor der Verfolgung als ‚Halbjude‘ (S. 149). Hinrichsen dagegen war Mitglied der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig und engagierte sich im jüdischen Vereinswesen, während Siegfried Schussheim Altenheime für jüdische Leipzigerinnen und Leipziger eröffnete. Hier scheinen unterschiedliche Selbstverständnisse auf, die stärker hätten thematisiert werden können. Der guten Lesbarkeit des mit zahlreichen Abbildungen versehenen Bandes tut das indes keinen Abbruch. Auch hier gilt, wie für die beiden Bände zu den Ärzten, dass neue Mosaiksteinchen hinzugefügt werden konnten, die unser Bild vom jüdischen Leben in Leipzig ergänzen. Damit sich Interessierte auch direkt vor Ort auf Spurensuche begeben können, findet sich in der hinteren Umschlagklappe eine Karte, in der einzelne Verlagsstandorte und Lebensstationen der Verleger markiert sind. Mit der Sichtbarmachung der Orte über Reiseführer und Kartenmaterial zeigt sich zugleich auch eine weitere Tendenz in der aktuellen Geschichtsschreibung zu Jüdinnen und Juden in Sachsen, wie zuletzt auch in BERND-LUTZ LANGES und ANDREA LORZ' kleinem Stadtführer „Jüdische Spuren in Leipzig“ (Leipzig 2016).

Auch an dem letzten kleinen Büchlein aus der Reihe „Jüdische Miniaturen“ des Hentrich & Hentrich Verlages war Andrea Lorz neben Sven Trautmann und Gabriele Goldfuß als Autorin beteiligt. Nach der von denselben verfassten Miniatur zu Eva Wechsberg (Berlin/Leipzig 2021) wird nun die Biografie von Channa Gildoni – und damit erneut die Lebensgeschichte einer zum Zeitpunkt der Drucklegung noch lebenden, ehemaligen Leipzigerin, die am Besuchsprogramm der Stadt Leipzig teilgenommen hatte – geboten. Gildoni, die 1923 als Anni Moronowicz in der Messestadt zur Welt kam, wuchs, anders als die 2023 verstorbene Wechsberg, in der orthodoxen jüdischen Gemeinschaft auf. Ihre Eltern waren in den 1910er-Jahren aus Polen nach Leipzig gekommen, wo die Tochter zunächst eine unbeschwertere Kindheit in einem

gemäß den jüdischen Traditionen geführten, wohlhabenden und bürgerlichen Elternhaus verlebte, in einer, wie sie selbst sagt „normale[n] orthodoxe[n] Familie“ (S. 19). Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wechselte Gildoni von der Volks- in die Höhere Israelitische Schule. Trotz Ausreisep länen 1933 blieb die Familie weiterhin in Leipzig. Die Verhaftung des Vaters 1936, der bis August 1938 im Konzentrationslager Sachsenhausen festgehalten wurde, verstärkte die Ausreisebemühungen nach Palästina. Im „Schicksalsjahr 1938“ erlebte die Familie die Erhöhung des Verfolgungsdrucks, entging mit Glück der Abschiebung im Rahmen der sogenannten Polen-Aktion im Oktober und überstand die Pogromereignisse mit Hilfe eines nichtjüdischen Freundes. Schließlich gelang die Emigration über Ungarn nach Palästina, wo die Familie im Mai 1941 ankam. Gildoni ließ sich dort zur Krankenschwester ausbilden und war Mitglied der Hagana. Sie kam um 1990 auch mit dem 1953 gegründeten, heute allerdings kaum mehr öffentlich aktiven Verband der ehemaligen Leipziger in Israel in Kontakt, in dessen Vorstand sie viele Jahre wirkte, ab 1995 als Vorsitzende. Erstmals nach Leipzig kehrte sie im Rahmen des Besuchsprogramms der Messestadt im Jahr 1992 zurück – ein Einschub erläutert Intentionen und Durchführung desselben (S. 58–62). Über 25 weitere Aufenthalte schlossen sich bis 2019 an, bei denen Gildoni in Schulen über ihre Biografie und im Rahmen von Gedenkveranstaltungen sprach. Die Städtepartnerschaft Leipzigs mit Herzliya seit 2011 geht auch auf ihre Anregungen zurück (S. 66 f.). Der Band schließt mit einem kurzen Nachwort ihres Sohnes Zvika Gildoni, der den Wandel des Interesses seiner Mutter an Leipzig beschreibt: Gleichsam über Nacht sei ihr Desinteresse an der Stadt, aus der sie vertrieben wurde und die deshalb auch nie mehr ihr Heimatort werden könne (S. 76), aktiver ehrenamtlicher Arbeit gewichen, „um Brücken in eine andere und bessere Zukunft für uns und unsere Nachfahren zu bauen“ (S. 77).

Im Grunde liegt mit der Arbeit keine Biografie, sondern wie im Wechsberg-Band eher die Vorstellung einer Persönlichkeit vor, die aufgrund der vielen in den Text eingebundenen Zitate, der genutzten Selbstzeugnisse, Interviews und Schwarz-Weiß-Abbildungen an manchen Stellen fast schon autobiografische Züge trägt. Gildonis Geschichte steht zunächst als eine unter vielen, die sich aber durch ihr Engagement für den Verband der ehemaligen Leipziger in Israel und in den erinnerungskulturellen Debatten in der Messestadt davon abhebt. Nachdem Channa Gildoni im Mai 2023 verstorben ist, kann das Bändchen, das auch in englischer Sprache vorliegt, nun als eine gedruckte Form der Erinnerung angesehen werden.

Insgesamt belegen die vorgestellten Publikationen den anhaltenden Trend zur Rekonstruktion von Biografien, insbesondere mit Bezug zur Zeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung und der Shoah. Vermutlich gibt es kaum eine Personengruppe dieser Zeit, über die solche ein detaillierteres (kollektiv-)biografisches Wissen vorliegt. Auch in den kommenden Jahren sind weitere Publikationen dieser Art zu erwarten.

Radebeul

Daniel Ristau

ADAM SZPOTAŃSKI, Reichenau. Ein historischer Abriss aus polnischer Sicht, Diecezjalne Centrum Edukacyjne w Legnicy, Liegnitz 2020. – 187 S., brosch. (ISBN: 978-83-64013-68-3, Preis: 30,00 zł).

Die vorliegende Publikation enthält die deutsche Übersetzung von vier Kapiteln der 2019 erschienenen Monografie „Kotlina Turowszowska. Monografia Miasta i Gminy Bogatynia w okresie 1945–2010“ (Der Türchauer Kessel. Monografie der Stadt und der Gemeinde Reichenau im Zeitraum 1945–2010). Szpotański konzentriert sich darin